

Die Hochherrs

Zur Familien- und Firmengeschichte der jüdischen Unternehmer
Ferdinand und Simon Hochherr und ihrer Angehörigen

I. Die Familie Hochherr (Ellen Mendel)

1. Unsere Familiengeschichte

Wo beginnt man mit der Geschichte einer Familie, deren Wurzeln in die jüdische Gemeinde Speyers im 15. Jahrhundert zurückreichen? Die Geschichte einer Familie, die, so lange wie sich überhaupt irgendjemand erinnern kann, in Deutschland gelebt hatte. Und die trotzdem plötzlich verfolgt und vertrieben wurde, und zwar aus keinem anderen Grund, als dass sie einer anderen Religionsgemeinschaft angehörte – dem Judentum. Im Jahr 1806, zu der Zeit, als bürgerliche Nachnamen stärker ins Bewusstsein der Öffentlichkeit rückten, hatte diese Familie den Namen Hochherr angenommen. Hochherr – als Zeichen ihrer herausgehobenen Stellung in der Gesellschaft. Ein Name, den man mit Stolz tragen konnte. Heute ist dieser Name ausgelöscht, genauso wie viele, die ihn trugen. Mehr als 20 Mitglieder der Familie Hochherr wurden in der Shoa ermordet.

Im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts lebten in Berwangen zwölf Geschwister. Dies ist die Geschichte der beiden Brüder Ferdinand und Simon, die zunächst nach Eppingen und Walldorf zogen und sich dann, im Jahr 1919, mit ihren Familien in Heidelberg niederließen und hier mit ihren Nachkommen bis in die späten 30er Jahre lebten. Ferdinand war unser Großvater und Simon unser Großonkel. Ihnen gehörte die Tabakfabrik B. Hochherr.



Abb.1: Ferdinand Hochherr und seine beiden Enkel Paul Erich Joseph und Ellen Mendel in Amsterdam, 22. Januar 1940

Ferdinand hatte drei Kinder: Jacob, Jella und Erika. Jakob war ein intelligenter und kompetenter junger Mann, der sich auch im Familienunternehmen einbrachte. Er hatte gute Ideen, die die Entwicklung des Betriebs positiv beeinflussten. Seine Laufbahn als Unternehmer war sehr kurz, da er unter tragischen Umständen im Alter von 23 Jahren an Lungenentzündung verstarb. Dies war der zweite schwere Schicksalsschlag in unserer Familie. Nur drei Jahre zuvor war Jettchen, Ferdinands Ehefrau, plötzlich an einem Gehirntumor verstorben und hatte Ferdinand, seine zwei Töchter und den ältesten Sohn zurückgelassen. Es war eine Zeit des Trauerns. Ferdinand heiratete – von seinem Schwager zu diesem Schritt ermutigt – kurze Zeit später Eva Mainzer. Sie war die Großmutter, die wir kannten. Zusammen gestalteten sie ein neues Familienleben. Simon musste ebenfalls eine frühe Tragödie erleiden, als Karoline, seine



Abb. 2a: Ferdinand Hochherr



Abb. 2b: Simon Hochherr

erste Frau, verstarb und ihn mit seinem jungen Sohn Heinz zurückließ. Simon war zu diesem Zeitpunkt an der Front, und da die beiden Familien eng verbunden waren, lebte Heinz bis zum Kriegsende in der Familie seines Onkels. Im Jahr 1919 heiratete Simon in zweiter Ehe Ella Lieser aus Kochum. Simon und Ella verstanden sich sehr gut und bekamen 1920 ein Kind, Liselotte, die ein wunderschönes und intelligentes Mädchen wurde. Die Familie genoss es, vieles zusammen zu unternehmen, Ausflüge zu machen, sportlich aktiv zu sein und kulturelle Veranstaltungen zu besuchen.

Die zwei Familien waren einander eng verbunden. Simon, der religiösere der beiden, war orthodoxer Jude, während Ferdinand einer eher liberalen Glaubensausrichtung zugehörte. Beide waren zugleich sehr weltgewandt. Ferdinand war leidenschaftlicher Schachspieler und Fahrradfahrer, er und seine zweite Frau Eva genossen es, Ski

zu fahren und Schlittschuh zu laufen. Eva war Krankenschwester gewesen und hatte in der Frauenbewegung für das Frauenwahlrecht gekämpft. Beide Brüder waren außerdem sehr wohlthätig und bemühten sich, anderen zu helfen, die mit weniger bedacht worden waren als sie selbst. Dies taten sie sowohl innerhalb der Familie als auch außerhalb in der Gemeinde. Ferdinands Tochter Erika war eine begabte Tänzerin und Pianistin; ihre Schwester Jella hatte ein großes Sprachtalent und war ein sehr warmherziger Mensch, die sich mit Hingabe um andere Menschen kümmerte. Ihre Cousine Liselotte war ebenfalls eine talentierte Tänzerin und ausnehmend sprachbegabt. Obwohl die beiden Familien den ersten Weltkrieg – in dem Simon verwundet worden war – erleiden und danach die schreckliche Inflation erdulden mussten, haben sie die Familien und das Geschäft erfolgreich wieder aufgebaut.

Anfang der 30er Jahre, als Hitler an die Macht kam, ging es beiden Familien noch sehr gut. Simon und Ella wohnten in der Brückenstraße 51, Ferdinand und Eva in der Kaiserstraße 29, wo auch die damals in fortschrittlichem Stil erbaute Fabrik noch heute steht. Jella hatte damals die Möglichkeit, ihre Sprachkenntnisse zu verbessern und ging ins Ausland. Als sie zurückkam, ging sie statt nach Heidelberg nach Köln und arbeitete dort für ihren Onkel. Da traf sie auch Ernst Mendel, einen Arzt aus Essen, der bald darauf ihr Mann wurde.

2. Die Hochzeit 1934

Ihre Hochzeit im Jahr 1934 fand im Garten der Familie Hochherr in der Kaiserstraße statt. Wegen der Restriktionen für Juden, die zu dieser Zeit keine großen Hochzeiten an öffentlichen Orten mehr abhalten durften, war es eine kleine Feier im engsten Familienkreis. Außer dem Brautpaar waren acht Gäste anwesend: Isaac (der Vater von Ernst), Ferdinand, Eva, Ella, Simon, Heinz, Liselotte, Erika, Ernst und Jella. Nach dem Ende des Krieges wurde nur noch die Hälfte von ihnen am Leben sein. Weil die neuen Gesetze es Juden verboten, sich für Flitterwochen in Deutschland aufzuhalten, fuhr das frischvermählte Paar nach Italien. 16 Monate später, eine Woche nach dem Erlass der Nürnberger Rassengesetze, die uns aller Bürgerrechte beraubten, wurde ich geboren. Zu dieser Zeit traf Erika Franz Joseph, einen erfolgreichen Ingenieur aus Mannheim. Kurz darauf, im Jahr 1936, heirateten die beiden in Amsterdam, wohin sie emigriert waren. Ihr erster Sohn Paul wurde 1938 geboren. Im selben Jahr heiratete Heinz Margot Baehr, ebenfalls in Holland. Ein Jahr darauf wurde ihre Tochter Suzanne ge-



Abb. 3: Brückenstraße 51: Heinz und Simon Hochherr, davor Ella Hochherr, ?; vorne: Lieselotte H.



Abb. 4: Kaiserstraße 29: Ferdinand, Erika, Eva und (ganz vorne) Jella Hochherr



Abb. 5: Die Hochzeit von Jella und Ernst Mendel, Eltern von Ellen Mendel im Mai 1934 in der Kaiserstraße 29 in Heidelberg

Hinterer Reihe v.l.n.r.: Großvater Isaak Mendel, verstorben 1940 in Essen, Großmutter Eva Hochherr, ermordet in Sobibor 1943, Vater Ernst Mendel, 1939/40 in die USA emigriert, Mutter Jella Mendel, 1939/40 in die USA emigriert, Großvater Ferdinand Hochherr, ermordet in Sobibor 1943, Großonkel (und Bruder von Ferdinand) Simon Hochherr, ermordet in Auschwitz 1944, Cousin Heinz Hochherr, der Sohn von Simon und Ella Hochherr, ermordet in Auschwitz 1942, In der Mitte vor der hinteren Reihe: Großtante Ella Hochherr, Ehefrau von Simon Hochherr, überlebte Theresienstadt, 1947 USA

Vorne links: Tante Erika Hochherr, Mutter von Paul Eric Joseph, Flucht in die Schweiz mit Ehemann und Kind, nach dem Krieg wieder Holland.

Vorne rechts: Liselotte Hochherr, Halbschwester von Heinz Hochherr, ermordet in Auschwitz 1942

boren. In der Zwischenzeit waren Ferdinand und Simon in Heidelberg gezwungen worden, ihre Fabrik an die „arische“ Firma Thiele & Co. zu verkaufen. (siehe den Artikel von P. E. Joseph)

Nachdem sie ihre Fabrik verloren hatten, gab es in Deutschland, wo es zu dieser Zeit immer gefährlicher wurde, keine Zukunft mehr für sie. Um zu ihren Familien nach Holland ausreisen zu können, mussten sie die sehr hohe „Reichsfluchtsteuer“ entrichten, die verbunden mit vielen anderen Abgaben und Veräußerungsverlusten die Hochherrs buchstäblich zu armen Leuten werden ließ.

3. Die NS-Jahre. Die Entscheidung zur Flucht

Jahre später beschrieb meine Mutter Jella, wie sie diese Jahre erlebt hatte, dass z. B. täglich neue Gesetze und Regulierungen wie Blitze auftauchten. Als Jude wusste man nie, was man als nächstes noch tun oder nicht mehr tun durfte. Es war eine sehr verwirrende und beängstigende Zeit, in der immer mehr Beschränkungen erlassen wurden, die es den Juden verboten, sich an öffentlichen Orten aufzuhalten. Juden wurden aus ihren Jobs entlassen und dazu gezwungen, ihre Geschäfte aufzugeben.



Abb. 6: Ellen Mendel mit ihren Eltern Ernst und Jella Mendel

Nach und nach fand eine Vertreibung der Juden aus allen Gebieten des öffentlichen Lebens statt. Während sich viele zur Emigration entschlossen, gab es auch andere, die dachten, dass sich die Dinge wieder ändern würden. Mein Vater Ernst Mendel war einer von ihnen. Als ein mit Auszeichnungen dekorieter „Frontkämpfer“ im Ersten Weltkrieg war es ihm noch immer erlaubt, seine Praxis in Essen zu führen, wenn auch nur für jüdische Patienten. Aber irgendwann wurde auch das verboten. Zu diesem Zeitpunkt und in dem Bewusstsein, seine Familie nicht mehr ernähren zu können, traf er die schwierige Entscheidung zu emigrieren. Alles Geld musste zurückgelassen werden, aber es war immer noch möglich, anderen Besitz mitzunehmen.

Während meine Eltern sich darauf einstellten, Deutschland zu verlassen und sich mit der Organisation dieser schwierigen Aufgabe befassten, überließen sie mich oft meinem Opa und meiner Oma in Heidelberg. Zu anderen Zeiten war ich bei Opa Isaac in Essen, so auch in der Reichspogromnacht („Reichskristallnacht“). Mein Vater rief aus Berlin an, um sich nach dem Wohlbefinden seiner Familie zu erkundigen. Man sagte ihm, er solle dort bleiben, wo er unerkannt war, bis es wieder sicherer wäre und er zurückzukehren könne. Als er schließlich zurückkam, wurde er nach Dachau deportiert. Dies geschah, wie er mir Jahre später erklärte, um ihn als Geisel zu behalten, bis die Nazis das Vermögen der B'nai B'rith Loge erhalten hatten, deren Vize-Präsident er war. Es scheint, als sei er „nur“ für eine Nacht in Dachau gewesen, dennoch sprach er



Abb.7a: Susanne Hochherr, Tochter von Heinz und Margot. Wurde mit ihrer Mutter in Auschwitz ermordet
Abb.7b: Margot Hochherr; Abb.7c: Heinz Hochherr

später nie darüber, was er dort gesehen hatte. Jetzt war es absolut unausweichlich geworden, die Emigration mit Nachdruck voran zu treiben. Zu diesem Zeitpunkt hatte der Rest der Familie Hochherr, mit Ausnahme von Liselotte, die in England studierte, Deutschland in Richtung „Sicherheit“, nach Holland, verlassen. Mit sich nahmen sie, wie auch meine Mutter Jella, die Sprichwörter ihrer Jugend. Vielleicht halfen ihnen diese Maximen durch manche schwierige Zeit. Sinnsprüche wie „Erstens kommt es anders, und zweitens als man denkt“, „Probieren geht über Studieren“ oder „Wie man in den Wald ruft, so schallt es heraus“. Aber die Zeiten, die folgten, waren zu schrecklich für solche Sprichwörter.

4. Emigration in die USA

Meine Eltern bekamen Visa für die Vereinigten Staaten nach der Zusicherung einer Großtante aus Amerika, die sich dafür verbürgte, auf Dauer den Unterhalt der ganzen Familie zu gewährleisten. Aber die nötige Quota-Nummer für unsere Einreise war noch nicht erreicht worden. Es wurde immer gefährlich, sich weiter in Deutschland aufzuhalten, und mein Vater schaffte es, ein zeitlich beschränktes Visum zu erhalten, um zu einem Cousin nach Brüssel zu gehen. Nach einem traurigen Abschied von Opa Isaac, der in Deutschland bleiben musste, reisten wir nach Belgien, um dort darauf zu



Abb. 8:
Abschiedsphoto in Amsterdam
Januar 1940. Ferdinand und
Eva Hochherr mit Enkelin Ellen

warten, dass unsere Ausreise-Nummer gezogen wurde. Wir hatten Glück. Im Januar 1940, fünf Monate vor der Besetzung durch die Deutschen, wurde unsere Nummer gezogen. Es hatte 18 Monate gedauert, bis es uns erlaubt wurde, in die Vereinigten Staaten einzureisen.

Bevor wir die große Reise antraten, fuhren wir nach Holland, um der Familie „Auf Wiedersehen“ zu sagen: Ferdinand und Eva, Simon und Ella, Erika und Franz und dem zwei Jahre alte Paul, Heinz und Margot und Suzanne. Opa Ferdinand und Oma Eva machten den wohlmeinenden Vorschlag, dass meine Eltern mich bei ihnen zurück-

lassen sollten, da sie in Amerika ja keine finanziellen Rücklagen hätten. Sie meinten, das wäre einfacher, und Oma, Opa und ich könnten später nachkommen. Doch mein Vater sagte, dass die Familie Mendel zusammen bleiben würde und trotz der schwierigen Umstände schon zurecht käme. Wie bereits erwähnt wurden Holland, Belgien und Frankreich fünf Monate später von den Nazis besetzt. Die Grenzen wurden geschlossen. Als wir Abschied nahmen, machten wir Erinnerungsfotos. Obwohl dies eine Zeit großer Unsicherheit war, war es schwer vorstellbar, dass dies der letzte Abschied von fünf der acht Familienmitglieder sein sollte. Am Ende des Krieges würden sie alle in den Tod geschickt, ermordet worden sein. Im Januar 1940 also trennten sich unsere Wege. Wir schifften uns nach Amerika ein und kamen glücklicherweise unversehrt dort an. Denn unsere Fahrt war die letzte Fahrt dieses Passagierschiffs: Auf der Rückfahrt nach Europa wurde es im Nordatlantik von Minen versenkt.

5. Die Auslöschung der „holländischen“ Hochherrs

Und was war das Schicksal der restlichen Familie, die in Holland verblieben war? Zunächst fühlten sie sich sicherer als in Deutschland, in Heidelberg. Simon sandte sogar nach seiner Tochter Liselotte, die in England eine Ausbildung als Übersetzerin machte, weil er der Meinung war, dass sie in Holland vor dem „Blitz“, dem täglichen Bombardement Londons, sicher wäre. Eine tragische Fehleinschätzung. Als die Nazis das Land besetzten, begannen sie die Juden von der restlichen Bevölkerung zu isolieren. Sie mussten gelbe Sterne an der Kleidung tragen. Schritt für Schritt führten die Nazis die gleichen Beschränkungen ein, die schon in Deutschland galten. Bis zur Wannsee-Konferenz und dem Beschluss der „Endlösung“ durften die Juden in Holland in ihren Häusern verbleiben, unter strengen Regeln und Ausgangsbeschränkungen. Es gab außerdem Mangel an Nahrung, aber die Familie hielt zusammen und kam zurecht. Simon und seine Familie lebten in Amsterdam, genauso wie Ferdinand und Eva. Erika, Franz und Paul zogen in einen Vorort, der ihnen sicherer schien als die Innenstadt.

Nach dem Beschluss der „Endlösung“ jedoch wurden Verfolgung und systematische Deportationen immer häufiger und anhaltender. Die ersten, die in den Tod geschickt wurden, waren Heinz und seine Halbschwester Liselotte. Als die Deutschen nach gesunden, jungen Erwachsenen fragten, die in Deutschland arbeiten sollten, sagte – so habe ich es gehört – ihr Vater Simon: „Ja, von zu viel Arbeit ist noch nie jemand gestorben.“ Er irrte sich. Statt nach Deutschland wurden sie nach Auschwitz gebracht und kurz nach ihrer Ankunft in der Gaskammer ermordet. Ferdinand, Eva und Heinz' Ehefrau Margot wurden nach Westerbork, dem holländischen Konzentrationslager, gebracht. Weil Simon im Ersten Weltkrieg mit Auszeichnung als Soldat gedient hatte, wurden er und Ella nach Theresienstadt (dem „Modell-Lager“) geschickt. Margot und ihre kleine Tochter wurden nach Auschwitz-Birkenau deportiert und dort ins Gas geschickt. Ferdinand und Eva wurden nach Sobibor deportiert und dort, als sie aus dem Viehwagen stiegen, erschossen, weil sie zu den Alten gehörten. Simon überlebte Theresienstadt, wo er auf der Krankenstation arbeitete und sich um die Leichen der Verstorbenen zu kümmern hatte. Tragischerweise wurde er jedoch in einem der

letzten Transporte nach Auschwitz deportiert, wo er sofort ins Gas geschickt wurde.

Ella Hochherr schaffte es zu überleben und zog, nach einem kurzen Zeitraum in einem Lager für „displaced persons“, nach Holland, um dort mit Erika und ihrer Familie zu leben. Im Jahr 1947 kam sie nach New York, zur Familie Mendel. Sie sprach niemals über ihre Erfahrungen im Lager.

II. „Die modernste Stumpfenfabrik des Kontinents“

Das Unternehmen B. Hochherr in Heidelberg (Paul Eric Joseph)

Als wir, Ellen Mendel und Paul Joseph, die Enkelkinder von Ferdinand Hochherr, auf der Suche nach unseren „Wurzeln“ über Heidelberg, Eppingen und Walldorf nach Beerwangen fuhren, wuchsen links und rechts vom Weg weder Mais noch Weizen oder andere Feldfrüchte, sondern Tabak. Die Verbindung zwischen der Hochherr-Familie aus Beerwangen und dem Tabak ist deshalb eine ganz natürliche. Wir sind mit ihm aufgewachsen.

1. Der Betrieb in Heidelberg

Bernhard Hochherr war der Gründer des Stammhauses B. Hochherr & Cie., Heidelberg, einer GmbH, die am 13. März 1935 vor dem badischen Notariat in Heidelberg in eine Offene Handelsgesellschaft (OHG) umgewandelt wurde. Aus der Bilanz vom 31. Dezember 1934 geht hervor, dass das Stammkapital der Firma 250.000 Reichsmark (RM) und die Rücklage 529.047 RM betrug. An beidem waren die Brüder Simon und Ferdinand Hochherr je zur Hälfte beteiligt. Die Aktiva mit einem Gesamtwert von 1.298.776 RM enthielt Warenbestände von 447.146 RM, Kundenverpflichtungen von 244.260 RM und den „Neubau“, das neue Fabrikgebäude in der Kaiserstraße 78, das



Abb. 9: Gebäude Tabakfabrik B. Hochherr, Ansicht Ringstraße. Später Betty-Barclay-Haus

mit 260.000 RM veranschlagt war. Die Passiva zeigt nur Schulden an Lieferanten von 480 000 RM und eine Bankschuld von 16.000 RM. Das heißt, der Neubau ist aus eigenen Mitteln finanziert worden. Die Liquidität war sogar ausreichend, um Ferdinand ein Firmendarlehen über 101.000 RM zu gewähren. Auch steuerlich verhielt man sich versiert, denn über das Jahr 1934 weist die Bilanz einen Reingewinn von nur 8.619 RM aus.

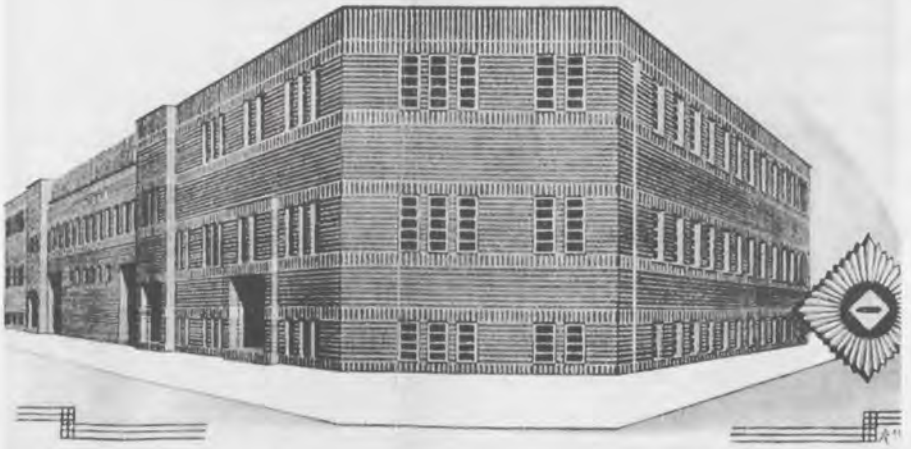


Abb. 10: Architektenzeichnung des Fabrikgebäudes B. Hochherr (Kaiserstraße / Ringstraße)

2. Das Betriebsgebäude in der Kaiserstraße 78

Die Firma Hochherr verarbeitete nicht nur Inlandtabak, sondern auch Tabake aus der Niederländischen Kolonie Ost-Indien (Sumatra und Java). Dafür reiste man regelmäßig nach Holland, um in Amsterdam die Rohwaren zu kaufen. In den 20er Jahren expandierte die Stadt Amsterdam gewaltig, und die Architekten der „Amsterdams School“ forderten einen sozialen Wohnungsbau, der bewusst auf eine schöne Architektur setzte. Simon und Ferdinand Hochherr waren davon deutlich beeinflusst, was man heute noch am Fabrikgebäude in Heidelberg erkennen kann. Die Architektur des heutigen Betty-Barclay-Hauses ist nicht deutsch, sondern durch die Amsterdamer Bauweise der 20er Jahre beeinflusst. Das wird besonders deutlich durch die Verwendung der Backsteine. Deshalb wurden die Mauern auch von speziell aus Holland rekrutierten Maurern „gemetseld“.

Unzweifelhaft haben Bernhard Hochherr und seine beiden Söhne innerhalb weniger Jahrzehnte ein ansehnliches und erfolgreiches Unternehmen aufgebaut. Sie waren in ganz Deutschland bekannt. Ihr persönlicher Wohlstand ist nicht nur den Bilanzen zu entnehmen, sondern auch ihrem persönlichen Habitus. Ferdinand besaß das schöne Wohnhaus mit Garten in der Kaiserstraße 29, Simon war Besitzer und Bewohner der Brückenstraße 51. Man besaß einen Geschäftswagen, ein „Brennabor“,

mit Chauffeur, mit dem die Familien auch nach Arosa und Grindelwald zum Skifahren fuhren. Die Gebrüder Hochherrs waren Deutsche jüdischen Glaubens, aufrechte und stolze Männer, die ein liberales Verständnis ihres Glaubens hatten. Am Samstagmorgen ging man mit Zylinder zur Synagoge, aber am Nachmittag zog man sich um und trank ein Bier im Cafe Scheu in der Hauptstraße.

3. Die Produkte der Hochherr-Fabrik

Was war das Geheimnis des außerordentlichen Geschäftserfolgs? Um die Jahrhundertwende bestand ja eigentlich nur ein ganz kleines Familienunternehmen, ein Zwei-Mann-Betrieb sozusagen. Simon hatte eine besondere kaufmännische Begabung, und Ferdinand war ein guter Organisator. Beide hatten ein Gefühl für Zahlen und Ziffern. Aber das genügt nicht, um aufzusteigen, man braucht gute Ideen, um zu einem Betrieb mit großem Kundenstamm und landesweiter Bekanntheit zu werden.

Die Hochherrs entdecken zwei Marktlücken. Die erste goldene Idee war die Herstellung von „Stumpen“. Sie wurden aus Inlandtabak von minderer Qualität hergestellt und maschinell viereckig gepresst, anstatt wie die klassischen Zigarren mit der Hand gerollt zu werden. Die historischen Umstände ergaben die Basis für einen riesigen Markterfolg: Da im Ersten Weltkrieg keine überseeischen Tabake nach Deutschland gelangten und die Bevölkerung als Folge des Kriegs ohnehin stark verarmt war, brachten die Hochherrs mit großem Erfolg eine billige Massenzigarre auf den Markt unter dem Namen HANSA in einem Zehnergebilde, die aber durchaus von guter Qualität war.

Eine zweite brillante Idee war die Erfindung der „Mattierung“ der Zigarren, wofür die Hochherrs eine spezielle Tabakpulver GmbH gründeten. Hierzu gibt es eine Anekdote, die sich zu erzählen lohnt: Ferdinand spazierte an einem sonnigen und trockenen Sonntagnachmittag durch den Stadtgarten. Er rauchte eine Zigarre, die ihm aus Versehen zu Boden fiel. Nachdem er die Zigarre vom Sandboden aufgehoben hatte, bemerkte er, dass der feine Staub dem Umblatt seiner Zigarre eine gleichmäßige Sandfarbe verliehen hatte und ihr dadurch ein sehr viel edleres Aussehen gegeben hatte. Heureka! „Wenn ich nicht mehr verwendbare Tabakreste zu Pulver vermahle und auf das Umblatt auftrage, sehen alle meine Zigarren schön und gleichmäßig aus, und ich brauche weniger Geld auszugeben für das teure Sumatra-Umblatt.“

Warum Hochherr-Stumpen?

Hochherr-Stumpen sind das Qualitätszeugnis aus Deutschlands modernster Stumpenfabrik, welches Sie von nun an in jedem Fachgeschäft erhalten.

Hochherr-Stumpen sind im Geschmack der feinen Zigarre ebenbürtig; die meistgerauchte Marke „Hansa“ kostet 10 Pfg. und entspricht der Qualität einer Formenzigarre zu 20 Pfg.

Hochherr-Stumpen sind eine Klasse für sich! Ihre stets gleichbleibende Güte gewährt einen ständigen, wohlfeilen Genuß.

Hochherr-Stumpen erhalten Sie nur aus Packungen mit Qualitätszeichen.

Hochherr-Stumpen rauchen heißt: Für weniger Geld besser rauchen.

Wollen Sie **besserr rauchen**, dann verlangen Sie:

Hochherr-Stumpen „Hansa“ zu 10 Pfg.

Abb. 11: Werbeaushang der Firma B. Hochherr

So kam übrigens auch mein Vater in die Hochherr-Familie. Ferdinand suchte einen Ingenieur, der eine Maschine zum Pulverisieren bauen konnte. Mein Vater war mit Mahltechniken vertraut und baute seinem künftigen Schwiegervater das gewünschte Gerät.



Abb. 12: Werbebroschüre der Familie B. Hochherr

4. Die Zwangsveräußerung der Firma Hochherr

Die zweite Bilanz mit Anlagen in meinem Besitz ist die Abrechnung über den Verkauf der Firma Hochherr vom 22. Oktober 1938. Der Übertragungswert an die Firma Thiele aus Bünde ist damals festgestellt worden auf der Grundlage einer „Auseinanderstellungsbilanz“. Und was sofort ins Auge fällt, ist der außerordentlich detaillierte Bericht (22 Seiten und 5 Anlagen), mit dem die „Arisierung“ zahlenmäßig unterbaut wurde, so als ob es sich um eine freiwillige Veräußerung gehandelt hätte. Zum andern wird deutlich, dass das Unternehmen zwischen 1934 und 1938 weiter gewinnbringend expandierte, wie an den beigefügten Jahresabschlüssen von Dezember 1936 und 1937 zu erkennen ist. 1937 beschäftigte die Firma 300 Arbeiter/innen und 15 Angestellte. An Löhnen und Gehältern wurden insgesamt 425.800 RM ausgegeben. Insgesamt verkaufte die Firma fast 5 Millionen Zigarren und etwas 46 Millionen Stumpen. Der Wert des Zigarrenumsatzes betrug ca. 400.000 RM, der Umsatz der Stumpenherstellung und sonstiger Produkte 2 Millionen RM.

Die Arisierung wurde am 17.5.1938 vertraglich besiegelt, wobei als neue Gesellschafter mit Wirkung vom 1. Juli 1938 die Herren Hermann Thiele aus Bünde, Friedrich Thiele aus Bad Oeynhausen und Wilhelm von Suntum aus Herfort eingetragen wur-

den. Die alten Gesellschafter Simon und Ferdinand Hochherr verpflichteten sich, alsbald nach Vertragsabschluss, d. h. bis zum 10. 8. 1938 auszuscheiden.

Aus der für den Verkauf erstellten Bilanz ist abzulesen, dass auf der Aktiva die Tabakvorräte mit 654.000 RM, die Einrichtungen und Maschinen mit 100.000 RM und die Forderungen an Kunden mit 163.000 RM bewertet wurden. Die Aktiva insgesamt betrug etwas mehr als 1 Million RM. Auffällig ist, dass die Effekten, die hauptsächlich aus festverzinslichen Wertpapieren bestanden, nicht in die Übernahmebilanz aufgenommen wurden. Vermutlich wurden sie als Privatkapital der ausscheidenden Gesellschafter gerechnet (und unterlagen somit der Vermögensabgabe). Ebenfalls ist auffällig, dass das Fabrikgebäude nicht in die Aktiva aufgenommen ist. Ausdrücklich ist aber festgelegt, dass das Gebäude an die neuen Gesellschafter mit einer 4,5-prozentigen Pacht aus dem Wert von 260.000 RM zuzüglich Lasten und laufenden Reparaturen zu verpachten sei.

„Weiter können die alten Gesellschafter u. a. jederzeit verlangen, dass die neuen Gesellschafter das Grundstück zum Preise von 260.000 RM käuflich erwerben. Andererseits haben die neuen Gesellschafter ein entsprechendes Vorkaufsrecht. Als Teilwert muss daher der Betrag von 260.000 RM angenommen werden. Mit diesem Wert muss daher auch dieses Konto entnommen werden. Da dieser Gegenstand zweifelsfrei zum Verkauf bestimmt ist, kann der Unterschied zwischen Buchwert und Teilwert als Veräußerungsgewinn betrachtet werden.“ Bei den Passiva gibt es fast keine Schulden mehr, bemerkenswerter Weise auch keine Schulden an Lieferanten. Die noch bestehenden Lieferantenschulden sind vermutlich den beiden alten Gesellschaftern zugeschrieben worden. Übrig geblieben sind nur noch eine Schuld am Hauptzollamt und einige Posten der Rechnungsabgrenzung.

Nach all diesen Berechnungen verbleibt noch immer ein Gesamtkapital der Gebrüder Hochherr von 835.000 RM, aufgeteilt in 344.000 RM für Ferdinand und 491.000 RM für Simon Hochherr. Für 1937 wurden an Einkommensteuer 139.877 RM veranschlagt, der gewerbliche Gewinn von Januar bis August 1938 betrug 171.596 RM, und weiter wurde ein Veräußerungsgewinn von 264.192 RM berechnet. Aus den Dokumenten geht nicht hervor, ob die neuen Gesellschafter die alten Eigentümer je ausbezahlt haben.

Das Dossier gibt über viele Seiten hinweg Auskunft über Menge und Herkunft der vorhandenen Lagerbestände an Tabaken. Je die Hälfte bestand aus Inlandtabaken und aus indischer Importware, die in 0,5-kg-Mengen in Hölländischen Gulden bewertet wurden. Die feinste Sorte Deli-Tabak wurde mit 1,44 Pfg. pro 0,5 kg angesetzt, die billigsten Sorten mit einem Zehntel dieses Preises. Für die Inlandstabake mit einem Gesamtgewicht von 125 Tonnen wurden 0,85 RM/kg angesetzt. Im Mannheimer Lager befanden sich 2937 Ballen mit einem Gesamtgewicht von 300 Tonnen. In der detaillierten Bestandsdarlegung sind 1200 Kundenkreditkonten in 500 Ortschaften verzeichnet, womit nur ein Teil der Kundschaft dokumentiert ist, denn aufgeführt wurden nur die offenen Konten.

5. Die Flucht nach Holland – auch ein Kapitel systematischer Ausraubung

Zu Holland als Fluchtort gab es keine Alternative. Amsterdam war von den vielen Einkaufsreisen bekannt, aus geschäftlichen Verbindungen waren gute persönliche Beziehungen entstanden. Erika Joseph, die Tochter von Ferdinand Hochherr, war bereits am 11. Oktober 1936, dem Tag ihrer Heirat, nach Amsterdam ausgewandert. Ihr Ehemann, Franz Joseph, hatte in Amsterdam bei „Tacimas N. V. Maschinen und Nebenprodukte für Tabakverarbeitung und Zigarrenherstellung“ eine Beschäftigung gefunden, nachdem er eine jüdische deutsche Firma in Holland nicht mehr vertreten durfte. Aus den archivierten Unterlagen lassen sich die Abgaben rekonstruieren, die gezahlt werden mussten, um Deutschland verlassen zu können. Ferdinand Hochherr bezahlte:

Reichsfluchtsteuer	RM 127.763
Judenvermögensabgabe	RM 142.058
Judenauswanderungsabgabe	RM
Beschlagnahmtes Konto bei Deutsche Bank	RM 10.532
Beschlagnahmte Wertpapiere	RM 3.000
Insgesamt mindestens	RM 283.353

Von Simon Hochherr ist weiter eine Vermögensaufstellung vom 22. 12. 1938 vorhanden:

Guthaben Deutsche Bank (Sperr- und freies Konto)	RM 30.505
Wertpapiere	RM 51.962
Verwalter Philipp Schmidt/Brückenstraße (Anteil 50 %)	RM 44.250
Kaiserstraße 78/82 (Anteil 50 %)	RM 92.500
Restforderung Tabakpulver GmbH	RM 3.200
B.Hochherr & Cie. Nachf.	RM 5.710
Sonstiges	RM 3.805
Zusammen	RM 233.827

Schuldenstand Simon Hochherr bei Finanzamt Heidelberg:

Reichsfluchtsteuer, Vermögensabgabe,	
Einkommenssteuer 20-%ige Abgabe insgesamt	RM 361.457

Diese Auflistung spricht für sich und zeigt, dass Vermögen, das durch erfolgreiches Wirtschaften erworben wurde, zum größten Teil durch gezielte gesetzliche Maßnahmen geraubt wurde.

Nach unserem Kenntnisstand ist die Firma selbst auf die Namen Ferdinand und Simon Hochherr eingetragen geblieben. Nur die Nutzung des Grundstücks durch die Firma Thiele & Co. wurde im Entschädigungsverfahren verhandelt. Aus einer Aufstellung von 1956 über noch zu erledigende Entschädigungsfragen ist zu entnehmen, dass für den Zeitraum vom 1.5. 1940 bis 30.9. 1943 für das Fabrikgrundstück Kaiserstra-

ße 78 ein Mietausfallsanspruch besteht. Der Deutsche Staat anerkannte als Rechtsnachfolger einen Schadensersatz von 39.975 RM oder DM. Das Gebäude ist wahrscheinlich schon 1948 oder 1949 noch vor der Geldumstellung verkauft worden. Die Erben wollten die Verbindungen zu Deutschland so rasch wie möglich kappen, und zum anderen waren die in den USA und Holland lebenden Familien dringend auf die finanziellen Mittel aus dem Verkauf angewiesen.

III. Flucht nach der Schweiz (Paul Eric Joseph)

Die Deportation der in den Niederlanden lebenden jüdischen Bevölkerung über das Durchgangslager Westerbork in die Todeslager des Ostens begann Anfang Juli 1942. Da mein Vater zwei Schweizer Firmen aus der Nahrungsmittelbranche vertrat, erhielten wir einen so genannten „Sperrvermerk“ („Sperr bis auf weiteres“), wodurch der Zwangsumzug in das Getto von Amsterdam für einige Zeit aufgeschoben wurde. Als die Geschäftsfreunde des Vaters keine weitere Verlängerung des Sperrbescheids mehr erwirken konnten, traten wir die zuvor geplante Flucht an. Der folgende, sehr stark verkürzte Text ist dem Tagebuch meines Vaters entnommen.

Am 28.2. läuft meine Reisegenehmigung ab, dann wird es fast aussichtslos, ohne Gefahr an die Grenze zu kommen. Dreiviertel 7 abends: unsere erste Etappe ist Bussum-Hilversum-Utrecht. Freunde begleiten uns. Auf Umwegen erreichen wir eine kleine Wohnung. Wir essen noch ein wenig, trinken Tee, baden alle noch einmal und schlafen. Wir sind allein, die Bewohner schlafen außerhalb.

28.2.: Schnellzug nach s'Hertogenbosch um 7:14 Uhr. Die Karten haben wir schon. Unbemerkt erreichen wir die erste Etappe, wo R., die aus A. kam, uns in den Anschlusszug nach Breda bringt. Im Zug treffen wir unseren Passeur (Schleuser) mit den Koffern. Es wird uns mitgeteilt, dass diese viel zu groß sind. 9.30 Uhr kommen wir in Breda an. Warten vor dem Bahnhof. Man holt unsere Fahrräder, die aus Amsterdam und Hilversum kamen. Warten. Die Passeure verhandeln lange miteinander. Unbegreiflich für uns; außerdem recht gefährlich vor dem bewachten Bahnhof. Wir entfernen den Judenstern von unseren Kleidern. Endlich kommen drei junge Leute, die uns auffordern, die Koffer auf die Räder zu schnallen und so schnell wie möglich zu folgen. Wir radeln nach Zundert (bei der Grenze), wo in einem Café unsere Koffer mit Kleidern und Proviant zurück gelassen werden müssen.

Der Passeur, der uns bis Paris begleiten soll, hat Paul hinten auf sein Rad genommen. Ich folge ihm, weil Erika zwei anderen Passeuren folgt. Wir verlieren uns bei einer Kreuzung; es ist 1200 m vor der Grenze. Dann rufen Menschen hinter uns, dass wir direkt in den Arme der deutschen Grenzbewachung fahren, also schnell gedreht und warten in einem Wald, nachdem wir Erika wieder gefunden haben. Die Passeure verschwinden und kommen zurück mit der Holländische Grenzpolizei, denen wir den Rest unseres Geldes abgeben mussten. Ein belgischer Douanier (Grenzer) gibt uns unsere (falschen) belgischen Personalausweise.

Mit der Straßenbahn geht es nach Antwerpen, wo wir in einem Café auf den Anschlusspasseur nach Paris warten müssen. Nach vielen Stunden ist er aber noch nicht

da, und es wird sehr gefährlich, in dem Lokal herumzusitzen. Um 8 Uhr Abends beschließen wir, mit dem Douanier und dem Passeur nach Brüssel zu gehen, wo ein Freund von mir wohnt.

1.3.–6.3.: Brüssel, warten. Wir verstecken uns in seinem Haus. Der Passeur verlangt noch einmal 2.500 Gulden. Wir geben ihm auch noch einen Ring, den er verkaufen soll, falls wir noch mehr Geld brauchen. Die Personalausweise sind so schlecht gemacht, dass wir sie fast weggeschmissen haben.

7.3.: Abends um 6 Uhr bringt der Passeur uns mit der elektrischen Straßenbahn zurück nach Antwerpen. Viele Kontrollen, aber wir kommen durch. Unser Douanier sagt, dass wir mit zwei neuen Passeuren reisen werden, die noch zwei Frauen aus Holland bei sich haben. Er gibt den Ring zurück und sagt, dass alles bis an die Schweizer Grenze bezahlt ist. Ich bestätige schriftlich, dass ich 20.000 Gulden bezahlt habe. Nach eine Stunde Warten gehen wir wieder nach Brüssel, um dort den Nachtschnellzug nach Paris zu nehmen.

8.3.: Kontrolle an der französischen Grenze: Deutsche, Franzosen und Belgier. Wir kommen durch. Meine Sprachkenntnisse helfen uns durchzukommen. Erika und Paul schweigen. In Paris schnell in die Metro nach Gare de Lyon. Unsere Passeurs sagen, dass wir 5 Stunden warten müssen, bis die Anschluss-Passeure kommen. Es wird Mitternacht, bis wir im Schnellzug nach Dijon sitzen, getrennt von unserem Passeur.

9.3.: Kontrolle Personalausweis; wir werden vergessen. Eine Nacht im Wartesaal und um 6 Uhr Zug nach Dole; umsteigen nach Champagnole. Unser Passeur verabschiedet sich und gibt uns einige Brotcoupons. Am Mittag kommt der letzte Passeur (Pozza). Angeblich hat er schon Hunderte über die Grenze geschafft, die nur 30 km entfernt ist. Wir sollen mit dem Autobus nach St. Julien fahren, wo wir die letzten Passeure treffen sollen. Wir laufen durch die Felder über die Demarkationslinie [diese wurde November 1942 aufgehoben, was wir zuvor nicht erfahren haben!] und kommen im Dorf Ney an. Wir finden Obdach in einem kleinen Bauernhof. Um 4 Uhr morgens sollen wir weiter fahren in einem Autobus, der nicht kontrolliert wird.

10.3.: Ein Marsch von 8 km zum Autobus in Pont-du-Navoy. Dort erfahren wir, dass es noch 17 km bis St. Julien sind, dass die Deutschen aber das ganze Gebiet besetzt halten und streng kontrollieren. Es geht also nicht; der Plan ist gescheitert.

11.3.: Mit Fahrrad nach Lons-le-Saunier. Bei der zweiten Käsefabrik freundlicher Empfang (nach 10 Jahren). Bekomme Brotcoupons, 3 Kilo Käse und 6000 Francs. Davon gebe ich den beiden Holländischen Damen 1500 Francs, um allein weiter gehen zu können. Paul und Erika sind krank.

12.3.–18.3.: Der Passeur kommt zurück und teilt mit, dass er nach St. Julien reisen werde, um sich dort für uns über die Möglichkeiten zur Flucht zu erkundigen.

19.3.: Der Passeur kommt zurück. In der Nähe von St. Julien, wo Italiener die Grenze bewachen, könnte man über die Grenze, aber die verlangen 100.000 Francs pro Person; überall ist Kontrolle und wir brauchen auch neue falsche Personalausweise.

20.3.–31.3.: Der Passeur geht nach Lyon, um Personalausweise zu besorgen, wir nach Champagnole, um Fotos machen zu lassen. Er nimmt eine Uhr von meiner Mutter und einen Ring von Erika mit. Er telegraphiert nach Paris, wo noch zwei Uhren liegen.

Die Personalausweise kosten 3.600 und 800 Francs. Wir vervollständigen die Pässe. Nur eine Uhr aus Paris wird verkauft zu 540 Francs (ein Pfund Butter), der Passeur kauft die andere für 4.000 Francs. Er hat selber etwa 50.000 Francs zur Verfügung und hofft damit die Passeure zufrieden stellen zu können. Paul geht es besser, Erika ein wenig besser, Franz ist jetzt krank.

1.4–2.4.: Wir laufen nach Champagnole. Um 6 Uhr mit den Bus nach Lons (keine Kontrolle) und dort im Zug nach Bourg-en-Bresse. Umsteigen nach Lyon. Zug nach Seyssel. Zwei Übernachtungen dort, weil der Bus nach der Grenze erst übermorgen geht.

3.4.: Mit dem Bus nach Valleiry; Kontrolle der französischen Gendarmerie; wir werden durchgelassen. Beim nächsten Halt (La Boutique) steigen wir aus. In einem kleinen Wald treffen wir unsere Passeurs. Drei Stunden laufen wir durch ein sumpfiges Gebiet über kleine Pfade. Paul wird oft getragen, sonst würde er im Sumpf einsinken. Angeblich sind wir jetzt in der Nähe der Grenze. Letzte Instruktion: Rechts anhalten, sonst kommt ihr wieder nach Frankreich. Wir verabschieden uns und laufen in der angegebenen Richtung, stehen aber bald vor einem steilen Abgrund mit einem reißenden Fluss. Wir folgen den Grenzsteinen, gehen aber in die Irre. Wir finden einen leeren Bauernhof. Ich gehe allein hin, um mich zu erkundigen und treffe einen Bauern. Der sagt, dass wir noch immer in Frankreich sind; im gefährlichsten Gebiet sogar. Er gibt uns Obdach für die Nacht. Verkleidet als Bauer gehe ich mit ihm auf Erkundung.

Am Abend verlassen wir den Bauern, aber als es dunkel wird, finde ich den Weg nicht mehr. Das bemerke ich erst, als wir den Fluss überquert haben, also zurück. Endlich eine neue Möglichkeit, stromabwärts zum Überqueren gefunden. Ich falle in ein Sumpfloch. Erika trägt Paul. Das Wasser strömt schnell und ist kalt, die Steine glatt. Nach kurzer Zeit sehen wir Stacheldraht und schaffen für Paul einen Durchgang. Wir folgen. Wir laufen ungefähr eine halbe Stunde; die Nacht ist ganz dunkel; dann fängt Paul plötzlich an zu reden, nachdem er wochenlang geschwiegen hat, um uns nicht zu verraten.

Anmerkung der Redaktion:

Wir danken Ellen Mendel, New York (USA) und Paul Eric Joseph, Busum (Niederlande) für die freundliche Bereitstellung des Bildmaterials.